

Verglichen mit solchen Einsätzen auf der Straße, ist die Arbeit in der Rechtsmedizin überhaupt nicht verstörend. In unserem Sektionsraum, der einem Operationssaal ähnelt, sind wir täglich in unserer gewohnten stereotypen Umgebung mit denselben Kolleginnen und Kollegen. Wir werden nicht von plötzlichen Eindrücken überrollt. Ja sicher, die Leichen und die damit verbundenen Geschichten unterscheiden sich. Aber unsere Handgriffe sind stets die gleichen, auch unsere Instrumente, Gerätschaften und Untersuchungsmethoden. Wir haben keinen immensen Zeit- oder Entscheidungsdruck, wir können unser Vorgehen in Ruhe überlegen. Denn bei uns geht es eben nicht mehr um Leben oder Tod. Es geht vielleicht um Wahrheit oder um Gerechtigkeit – aber nicht mehr um lebensrettende Entscheidungen. An den Unfall- oder Tatorten, zu denen wir gerufen werden, sind wir stets die Letzten. Wir stehen auch selten bei den Hinterbliebenen im Wohnzimmer; wir sind nicht die, die Todesnachrichten überbringen müssen.

Das heißt nicht, dass es nicht schlimme Tage in meinem Beruf gibt. Der 19. Dezember 2016, ein Montag, war ein solcher Tag. Ich saß abends mit meiner Familie in einer Pizzeria, als der Anruf kam: Terroranschlag auf dem Berliner Breitscheidplatz. Etliche Tote, viele Schwerverletzte, unklare Lage. Gegen 22 Uhr waren meine Kolleginnen und Kollegen und ich vor Ort. Fünf von uns waren angefordert worden; zu diesem Zeitpunkt war die Arbeit der Rettungsdienste schon beendet. Die Verletzten waren versorgt und in Krankenhäuser gebracht worden. Nun musste sich noch jemand um die Toten kümmern.

Ein mulmiges Gefühl hatte ich dennoch, als ich mich in mein Auto setzte und Richtung Charlottenburg fuhr. Niemand wusste, was genau uns dort erwartete, ob die Gefahr eines »second hit«, eines zeitversetzten, zweiten Anschlags bestand. Meine Frau war damals gerade schwanger mit unseren Zwillingen, ich würde in Kürze zum ersten Mal Vater werden. Und ich wollte nicht nur ein Schwarz-Weiß-Foto im Leben meiner Kinder sein. Als ich aufbrach, hatte sie den gleichen Gedanken wie ich: »Ist es denn sicher dort?«

Vor Ort herrschte eine gespenstische Ruhe. Und es war ein hochsymbolisches Szenario, so empfand ich es. Dafür haben Terroristen scheinbar ein Gespür: Wir standen um Mitternacht am Fuße der erleuchteten Gedächtniskirche, um uns herum ein zerstörter Weihnachtsmarkt, überall zerborstene christliche Symbole, zerbrochene Engel, kaputte Weihnachtssterne – und mittendrin ein schwarzer Laster, wie der Hölle entsprungen. Als wenn die Erde sich aufgetan und einen solchen Lkw ausgespuckt hätte. Totenstille. Und dazu der allgegenwärtige Geruch von Senf, Glühwein und gebrannten Mandeln. Die Bergung eines Leichnams ist immer ein schlimmer Moment für alle Einsatzkräfte. Man weiß, gleich wird aus dem Körper eine Person, gleich kennen wir den Namen, gleich hat sie oder er eine Adresse, eine Biografie, Angehörige. Es gibt einen Spruch, den ich als junger Rettungsassistent manchmal von älteren Notärzten gehört habe: »Bei manchen Dingen ist man froh, wenn man sie nur aus der Zeitung erfährt.« Heute weiß ich, was sie damit meinten.

Einsätze, die man als Feuerwehrmann, als Notarzt, als Polizist oder Rettungsassistent erlebt, können weitaus belastender und traumatischer sein als jede Obduktion dieser Welt. Relativ unvermittelt wird man in Situationen hineingeworfen, die man nicht kommen sehen oder ahnen kann. Man muss trotzdem sicher agieren und funktionieren. Es gibt nicht die Option, sich umzudrehen und zu sagen: »Nein danke, darauf habe ich keine Lust.« Diesen Berufen gebührt unser größter Respekt.

2 – DIE GEBURTSTAGSFEIER

Als Rechtsmediziner steht man nicht nur im Sektionssaal, man leistet auch regelmäßig sogenannte Vorder- und Hintergrunddienste. Das heißt, wir rücken aus, wenn die Polizei uns ruft. Die Kollegin oder der Kollege im Vordergrunddienst fährt zum Tatort, der Kollege im Hintergrunddienst steht für Rückfragen und eine eventuelle sofortige Obduktion bereit, die wir immer zu zweit machen. So will es die Strafprozessordnung. Was man im Fernsehen in Krimis oft vorgesetzt bekommt – den allein vor sich hin werkelnden, übel gelaunten und misanthropischen »Gerichtsmediziner« (nicht Rechtsmediziner, wie es korrekt heißt), der in einem fensterlosen Keller einsam seinen Dienst tut und neben der Leiche sein Brötchen isst –, das ist tatsächlich völliger Unsinn. Eine Sektion ist immer Teamwork. Fenster und Tageslicht gibt es bei uns übrigens auch.

Vordergrunddienste habe ich viele absolviert in den letzten Jahren. Oft gleichen sich die Wohnungen, in die man gerufen wird. In einer Villa mit goldenen Wasserhähnen stand ich jedenfalls noch nie. Es kommt sicher gelegentlich vor, dass sich wohl situierte Menschen gegenseitig umbringen oder Opfer von Tötungsdelikten werden. Die Regel ist es aber nicht. Viel häufiger spielen sich Tötungsdelikte – als Rechtsmediziner würde ich niemals »Morde« sagen, diese Definition ist Sache der Justiz – in einem bestimmten Elendsmilieu ab. Manchmal denke ich, dass das die Kehrseite unseres Wohlstands ist. Der Preis dafür, dass viele von uns so gut leben können. Am Rand der Gesellschaft sieht es anders aus, da gleiten immer wieder Menschen in Lebensumstände ab, die dann vor allem von Drogen, Alkohol und Gewalt bestimmt werden.

In Berlin gibt es beispielsweise immer wieder Obdachlosentötungen – salopp formuliert: Man bringt sich im Suff gegenseitig um. Die Öffentlichkeit nimmt das kaum wahr, will die schmutzigen Details vielleicht auch nicht so genau wissen. In der Presse findet man selten mehr als eine kurze Notiz darüber. Dabei sind die Schicksale, die hinter diesen wenigen Zeilen stecken, erschütternd. Die Tötungsdelikte unter Obdachlosen laufen häufig erstaunlich gleichförmig ab. Waffen kommen selten zum Einsatz, meist wird geschlagen und getreten. Die brutal Erschlagenen sehen häufig am Ende gleich aus. Trotzdem ist mir ein Toter – der Mann auf dem Balkon – besonders in Erinnerung geblieben. Vielleicht, weil der Fall selbst für uns, die wir schon über viel Erfahrung damit verfügen, so grausam und bizarr war.

Ein Wochenende im September: Die ganze Woche lang habe ich schon Rufbereitschaft im Vordergrunddienst. Samstagabend gegen drei Uhr geht plötzlich das Telefon. Ich möge bitte nach Rudow kommen, sagt die Polizei, in eine eigentlich ganz unauffällige, ruhige Wohngegend.

Ein Mann lebt dort in einem schlichten Mehrfamilienhaus in einer verdreckten und verwahrlosten Einzimmerwohnung. Immerhin hat er überhaupt noch eine Wohnung – offenbar ist er einer der wenigen in seinem Bekanntenkreis mit festem Dach über dem Kopf. Man trifft sich sonst meist vor irgendwelchen Trinkhallen, in Parks oder an Bahnhöfen. Diesmal hatte er zwei Tage zuvor drei Bekannte zu sich nach Hause eingeladen. Zusammen sollte offenbar ein Geburtstag gefeiert werden. So weit, so harmlos. Könnte man denken. Doch zwei der drei »Gäste« sind ziemlich aggressiv und bereits mehrfach wegen Gewalt- und Rohheitsdelikten vorbestraft. Einer der Männer – das »Geburstagskind« – ist Mitte 30, der ältere Mitte 50. Der dritte Gast ist ein schwächtiger Typ, passiv und still.

Die Party geht nachmittags los und besteht vor allem aus unzähligen Wodkaflaschen, die die Männer zusammen leeren wollen. Es dauert nicht lange, bis die Stimmung umschlägt, mit steigendem Alkoholpegel sinkt die Hemmschwelle. Ein Wort gibt das andere: »Was willst du eigentlich von mir?« – »Ich hau dir gleich aufs Maul!« – »Warte ab, gleich zeig ich's dir!« Plötzlich beginnen die beiden Aggressiven ohne ersichtlichen Grund, den Gastgeber zu verprügeln. Sie gehen mit Faustschlägen und Fußtritten zu zweit auf ihn los. Nach einiger Zeit lassen sie wieder von ihm ab, denn sein Handy klingelt. Ein weiterer obdachloser Bekannter – der Fünfte im Bunde – ist dran. Einer der Täter nimmt das Telefonat an und lockt den Anrufer auch noch in die Wohnung. »Komm rum, hier steht noch 'ne Flasche Wodka!«

Kurze Zeit später steht Nummer fünf, ein 32-Jähriger, tatsächlich vor der Tür. Es ist mittlerweile später Nachmittag. Der Neuankömmling hat bis dato nichts mit den Geschehnissen zu tun, von der vorangegangenen Schlägerei weiß er nichts. Doch die zwei Aggressiven sind offenbar bereits im Gewaltrausch. Ohne Vorwarnung ziehen sie den neuen Gast in die Wohnung hinein, traktieren ihn sofort mit Fäusten. »Du bist jetzt auch fällig!« – »Gleich siehst du aus wie der da!« Als der Neuankömmling am Boden liegt, treten die zwei auf seinen Kopf ein. Nummer fünf ist eher klein und schwächlig, auch alkoholkrank, seinen Angreifern hat er körperlich nichts entgegenzusetzen. Währenddessen sitzt der zerschundene Gastgeber auf seinem Bett und versucht, nicht hinzusehen. Er mischt sich nicht ein, er hat Angst. Der andere, ebenfalls passive Gast bittet die beiden Männer nur ab und zu: »Hört doch mal auf.« Doch es dauert lange, bis die beiden genug haben, fast eine Dreiviertelstunde lang dauert der grundlose Gewaltexzess. Das Opfer wimmert irgendwann nur noch. Tot ist der Mann zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Nach der Gewaltorgie beschließen die beiden Schläger, einkaufen zu gehen; der Alkohol ist aus, sie brauchen neue Getränke. Der Gastgeber und der passive Zeuge werden zusammen mit dem Schwerverletzten von ihnen erst bedroht und dann in der verwahrlosten Wohnung im 2. Obergeschoss eingesperrt, den Schlüssel nehmen die Schläger mit. Als sie gegen Abend zurückkehren, legen sie den Schwerverletzten auf das Sofa. Irgendwann rutscht er herunter, bleibt zwischen Sitzmöbel und Couchtisch liegen. Die beiden Täter, der Gastgeber und der Zeuge legen sich ebenfalls hin – zum Ausnüchtern.

Am nächsten Morgen erwachen nur vier von ihnen wieder. Neben ihnen liegt nun eine Leiche. Jetzt bekommen die Täter Panik: Der Tote muss weg. Am besten spurlos entsorgt werden. Ihnen kommt eine Idee: Man könnte doch ein Auto mieten, die Leiche einladen, irgendwo hinfahren – vielleicht rüber nach Polen – und den Körper ablegen oder vergraben. Doch woher das Geld für einen Mietwagen nehmen? Na klar, vom Pfandleiher! Immerhin besitzt der Gastgeber einen großen modernen Plasmafernseher und Lautsprecherboxen. Da er nach der Prügelorgie am Vortag zwei geschwollene, blau unterlaufene Augen hat, setzen die Täter ihm eine Sonnenbrille auf und stoßen ihn aus der Wohnung. So geht es gemeinsam

Richtung Pfandleihhaus. Doch anders als erhofft, bringen Fernseher und Boxen dort nur rund 250 Euro ein. Das reicht nicht, um für einen Mietwagen die geforderte Kautions zu hinterlegen. Ein neuer Plan muss her. Denn in der engen Wohnung kann der Tote nicht liegen bleiben. Man will ja »weiterfeiern«. Zunächst wird die Leiche aufs Bett geworfen, aber ein schöner Anblick ist das nicht. Nachdem man vom erneuten Alkoholeinkauf zurückkehrt, betten die Männer den Toten deshalb noch einmal um. Der kleine Balkon erscheint ihnen nun als geeigneter Ort für eine Zwischenablage. Obwohl vollkommen vollgestellt mit Gerümpel, finden sie dort tatsächlich einen Platz – unter einem Tisch. Dorthin legen sie den Leichnam ihres Kumpels, platzieren sogar ein Kissen unter seinem Kopf, decken ihn dann auch noch mit einer Fleecedecke zu. Erledigt.

Dann wird weitergetrunken, den ganzen Freitagabend. Doch irgendwann ist der Alkohol erneut aus. Der verstörte Zeuge, der selbst seit mehr als 24 Stunden Todesangst aussteht, bietet an, einkaufen zu gehen. Unter diesem Vorwand schafft er es, mit Erlaubnis der beiden Schläger die Wohnung nach Mitternacht endlich kurz zu verlassen. Sofort wählt er den Notruf der Polizei. Dann kauft er Alkohol und geht zurück in die Wohnung, zum Tatort. Kurz vor zwei Uhr am Samstagfrüh stehen die Beamten in der Wohnung. Sie finden vier Männer vor, alle schwerst betrunken. Und einen fünften, tot auf dem Balkon. Was genau passiert ist, ist unklar. Alle vier werden festgenommen. Dann klingeln die Polizisten mich aus dem Schlaf.

Ich schreibe in solchen Fällen natürlich auch Fundortberichte, in denen ich meine Eindrücke vor Ort schriftlich festhalte. Das hilft später, um zum Beispiel Verletzungsmuster bestimmten Gegenständen in der Wohnung zuzuordnen und so den Tathergang zu rekonstruieren. Was mir in dieser Wohnung als Erstes ins Auge sticht: Im Bad fehlt die Klobrille. Das hatte aber offenbar andere Gründe, jedenfalls nichts mit dem Fall zu tun. Dennoch sind es häufig kleine Dinge und Nebensächlichkeiten, die sich eingraben. Ganz offensichtlich war hier das Wohnzimmer der Ort des tödlichen Geschehens gewesen: Die Glasscheiben des Wohnzimmerschranks waren eingetreten, an den Wänden klebte Blut. Es wirkte, als hätte jemand zunächst auf dem Bett gesessen, als auf ihn eingeschlagen wurde, später dann auf dem Boden gelegen. Zu erkennen war das für mich anhand der Muster der Blutspuren. Manche waren punktförmig um das Bett herum angeordnet, andere hatten die Form von Ausrufezeichen. Einzelne Blutstropfen waren bis zur Zimmerdecke und unter den Wohnzimmerschrank gespritzt. Es war klar, dass hier massive stumpfe Gewalt angewendet worden war.

Der Kontrast zur recht geordnet wirkenden Auffindesituation auf dem kleinen Balkon mitsamt Kissen und der Decke hätte nicht größer sein können. Fast hätte man von einer Art »Undoing« sprechen können. Wir sehen so etwas gelegentlich bei Beziehungstaten, wenn ein Täter nach der Tat versucht, symbolisch etwas wiedergutzumachen. Ich erinnere mich deutlich an einen Fall, in dem ein Mann seine Frau zunächst zu Hause mit einem Lampenkabel stranguliert hatte, den Leichnam dann aber liebevoll auf dem Ehebett aufbahrte – sogar mit Blumen in den gefalteten Händen. Er drehte noch ein Abschiedsvideo, bevor er vom Dach des Hauses sprang. Der Fernseher im Wohnzimmer der Tatwohnung war auf Stand-by geschaltet, und ein Standbild des Mannes flimmerte über den Bildschirm, als wir eintrafen. Das Video richtete sich an die Kinder des Ehepaares, die zum Zeitpunkt der Tat nicht zu Hause, sondern in der Schule waren.

Abgesehen von Kissen und Decke, sah der erschlagene Mann auf dem Balkon aus wie erwartet: Das Gesicht der Leiche war stark angeschwollen und mit Blutergüssen übersät. Bemerkenswert war allerdings, dass die Haut des Rumpfes beim Betasten knisterte. Das ist ein klarer Hinweis auf einen

sogenannten Spannungspneumothorax und deutete für mich auf gebrochene Rippen hin, die die Lunge verletzt haben könnten.

Mittlerweile brach der Morgen an. Wie üblich in solchen Fällen, ordnete der Bereitschaftsstaatsanwalt eine Sofortobduktion an. Auch die Polizei – eine Mordkommission des LKA Berlin hatte den Fall übernommen, da der Verdacht auf ein Tötungsdelikt bestand – hatte daran großes Interesse. Es hätte ja auch sein können, dass es eine heftige Schlägerei gegeben hatte und trotzdem am Ende ein Herzinfarkt die Todesursache war.

Als der Tote wenige Stunden später nackt auf unserem Obduktionstisch lag, sahen mein Kollege und ich, was ich ohnehin gleich vermutet hatte: Der ganze Körper war ein einziges Hämatom, überall Schwellungen und Hautabschürfungen. Wir dokumentieren immer alle Verletzungen genauestens. Bei diesem Toten entdeckten wir auch einige Riss-Quetsch-Wunden, etwa an den Augenbrauen und auf anderen vorstehenden Knochenstrukturen im Gesicht. Alle rührten von Schlägen oder Tritten her. Man erkennt es leicht, wenn ein Messer oder ein anderer scharfer Gegenstand benutzt wurde, dann resultieren daraus glatte, weil scharf durchtrennte Wundränder. Bei Haut, die durch stumpfe Gewalteinwirkung aufplatzt oder reißt, sind die Ränder der Wunde stets leicht fransig. Der Mann hatte zudem einen abgeschürften Nasenrücken, vermutlich von einem Schlag oder auch Tritt ins Gesicht. Der Mund war voll Blut. Die Ohrmuscheln waren eingerissen. Daran erkannten wir, dass es sich nicht nur um Schläge mit Fäusten gehandelt haben konnte. Für ein solches Verletzungsbild muss man die Füße »zu Hilfe« nehmen. Und zwar beschuhte Füße – barfuß bekommt man das nicht hin. Der Mann hatte außerdem typische kleinere Hämatome an den Armen, da packten ihn die Täter und hielten ihn fest. Wir nennen das Griffspuren. Dass er versucht hatte, sich zu wehren und seine Angreifer ebenfalls zu schlagen, konnten wir an seinen blutigen und abgeschürften Fingerknöcheln erkennen.

Auf dem Balkon hatte er nicht in einer größeren Blutlache gelegen, auch im Wohnzimmer war nicht literweise Blut vergossen worden. Das Blut sahen wir dafür im Fettgewebe – am ganzen Körper hatte der Tote Einblutungen. Teilweise hatten sich richtige Bluthöhlen gebildet. Außerdem war seine Rumpfmuskulatur nahezu komplett zerrissen. Etliche Rippen waren gebrochen. Einige hatten dabei auch die Lunge verletzt – wie ich es schon am Tatort aufgrund der knisternden Haut am Rumpf vermutet hatte.

Die menschliche Lunge ist innen am Brustkorb nicht festgewachsen, sondern wird durch Unterdruck an ihrem Platz gehalten. Dafür sorgen das innere Lungenfell, das mit der eigentlichen Lunge verwachsen ist, und das äußere Lungenfell, das an den Rippen anliegt. Den Spalt zwischen den Fellen nennt man Pleuraspalt. Wenn hier Luft eindringt, verliert die Lunge den Kontakt zur Innenseite des Brustkorbs – und damit auch ihr Volumen. Der Unterdruck verschwindet, die Spannung lässt nach, und die Lunge fällt in sich zusammen. Das passiert beispielsweise, wenn durch einen Messerstich in den Oberkörper von außen das Lungenfell verletzt wird und Luft einströmen kann. Oder wenn die Luft aus der Lunge selbst ausströmt, etwa, weil die Lunge von einer kaputten Rippe verletzt wird. Zunächst ist das nicht direkt lebensbedrohlich, schließlich haben wir zwei Lungenflügel. Aber wenn sich durch das Loch in der Lunge eine Art Ventil bildet, dann drückt der Patient mit jedem weiteren Atemzug mehr Luft in diesen Spalt, und der Druck im Pleuraspalt nimmt immer weiter zu. Irgendwann erstickt der Mensch dann sozusagen an seinen eigenen Atemzügen, weil der Druck im Pleuraspalt nirgendwo entweichen kann – und in Folge erst die verletzte Lunge, dann Herz und große Gefäße und schließlich auch die gesunde Lunge auf der Gegenseite zusammengepresst werden. Unter Druck stehende Luft aus dem Pleuraspalt entweicht so auch ins Weichgewebe, und damit kommt es zum Knistern der Haut beim